

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 79 (1999)
Heft: 12-1

Artikel: Shakespeare, Bacon und das Abenteuer des Identitätswechsels
Autor: Guthke, Karl S.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-166065>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

SHAKESPEARE, BACON UND DAS ABENTEUER DES IDENTITÄTSWECHSELS

Karl S. Guthke

ist Kuno Francke-Professor of German Art and Culture an der Harvard-Universität. Sein Hauptinteresse gilt der Kulturgeschichte der Neuzeit. Er ist Verfasser einer B. Traven-Biographie. Zu seinen wichtigsten Büchern gehören: «Letzte Worte» (1990), *Trails in No-Man's Land* (1993), «Die Entdeckung des Ich» (1994) und Schillers Dramen (1994). Ein kunst- und literaturgeschichtliches Buch über männliche und weibliche Todespersonifikation unter dem Titel «Ist der Tod eine Frau?» erschien im Frühjahr 1997 beim Verlag C. H. Beck, München.

Die alte Frage, ob Francis Bacon Shakespeares Dramen geschrieben habe, ist im Begriff, in eine neue Phase zu treten. Die Medien kündigen ein Millionenprojekt an, das den vergrabenen «Schatz» heben soll, der seit über 200 Jahren auf Oak Island, einer der Küste Nova Scotias vorgelagerten kleinen Insel, vermutet wird. Sind es Shakespeares Manuskripte, die dort versteckt wurden – in der Handschrift von Bacon?

Die Shakespeare-Bacon-Frage ist kein Ruhmesblatt in der Geschichte der Shakespeare-Forschung, aber gewiss eines der interessantesten, abenteuerlichsten, auf das immer wieder zurückzukommen man anscheinend nicht lassen kann. Schon 1884 erschien in Cincinnati eine 124-seitige «Bibliography of the Bacon-Shakespeare Controversy» (von W. H. Wyman), und noch 1931 nahm die Zusammenstellung der wichtigsten Literatur zu diesem Problem in der «Shakespeare Bibliography» von W. Ebisch und L. L. Schücking nicht weniger als vier Seiten in Anspruch (S. 182–185). Dabei war das Wesentliche, auf das man sich in der Shakespeare- wie in der Bacon-Forschung auch heute noch einigt, bereits 1907 in bestechender Form von Max J. Wolff ausgesprochen worden. In seinem «Shakespeare» (München, Verlag C. H. Beck), heißt es, der Bacon-Mythus sei «eine der grössten Torheiten des vorigen Jahrhunderts», mit gleichem Recht könne man Goethe und Schiller ihre Werke streitig machen (I, S. 148). In der an literarischen Zänkereien reichen Zeit Shakespeares hätten es sich die Kollegen in Apoll gewiss nicht nehmen lassen, die Fälschung aufzudecken. Noch törichter als Shakespeares Autorschaft generell in Zweifel zu ziehen, sei es aber, ausgerechnet in dem Kanzler und Philosophen Bacon den wahren Verfasser der Shakespearischen Werke zu vermuten: Bacon hätte nicht den Schatten eines Grundes gehabt, seine Urheberschaft zu verleugnen; er beklagte häufig den Verfall des Dramas in seiner Zeit, betonte, er sei kein Dichter; und seine Verse, die er wie jeder Renaissance-Gentleman geschrieben hat, bestätigten

ihm sein Urteil vollauf. «Doch alle Beweise helfen nichts gegen den frommen Glauben. Es werden diesseits und jenseits des Ozeans weiter Bücher geschrieben werden, in denen Shakespeares Unbildung mit behaglicher Breite geschildert, Bacons dichterischer Genius mit kindlichen Scheingründen in den Himmel erhoben wird» (I, 149). Diese Aussage hat sich, wie man weiß, bewahrheitet. Auch ist der Nachsatz richtig, es lohne sich nicht, darauf ausführlicher einzugehen. Diesen Eindruck bestätigten noch 1997 Joseph Sobran in seinem «Alias Shakespeare» (New York, The Free Press, S. 104–106) und 1996 John Michell in seiner Übersicht über die Kontroverse in seinem Buch «Who Wrote Shakespeare?» (London, Thames & Hudson), obwohl dort auch zu lesen steht: «There is a strong rational case for Bacon as Shakespeare» (S. 159) – die Baconianer hätten den Beweis nur noch nicht geführt.

So umwerfend ein «Beweis» wäre: Aufschlussreicher und interessanter sind die Spekulationen, sofern sie nämlich etwas verraten über den kulturpsychologischen Reiz und die Herausforderung eines die «persönliche» Identität betreffenden «Geheimnisses», das allen Enthüllungsversuchen des EDV-Zeitalters widersteht und damit die Aura des erfolgreich gewahrten Privaten unwiderstehlich macht.

Der Reiz des Irrweges

Aus den Spekulationen, die bis in die Gegenwart, in den mittleren neunziger Jahren vor allem, weiter ins Kraut schiessen, ragt eine durch besondere Kuriosität hervor, die es rechtfertigt mag, kurz darauf

hinzuweisen. Denn hier wird auch die Vermutung zu begründen versucht, dass *Bacons* Handschriften der unter *Shakespeares* Namen im Umlauf gekommenen Stücke noch vorhanden seien, und zwar auf Oak Island vor der Küste von Nova Scotia, Kanada. Diese Theorie hat, nicht als erster, der amerikanische Jurist *Thomas P. Leary* ausgeheckt; sein im Privatdruck erschienenes Büchlein «The Oak Island Enigma: A History and Inquiry Into the Origin of the Money Pit», in dem er sie weitläufig entwickelt, ist, obwohl schon 1953 (privat) veröffentlicht (Omaha, Nebraska), in der seriösen Wissenschaft bisher unbeachtet geblieben. Das wohl mit Recht, aber es ist anregend, ja aufregend, seinen Gedankengängen nachzugehen. Solche Irrwege haben ihren Reiz; sie mahnen zur Spurensicherung, und manchmal weisen sie überraschend in eine Richtung, die vielleicht doch etwas verspricht. Zumindest aber mögen sie erkennen lassen, warum die – schliesslich nicht ungebildete – Phantasie sich immer wieder auf derartige Authentizitäts- oder Verfasserschaftsfragen stürzt.

Mit der Eichen-Insel in der Mahone Bay an der Ostküste südlich von Halifax hat es eine eigene Bewandtnis, die sie heute bereits zur Touristenattraktion hat werden lassen, komplett mit Museum, Führungen, Busparkplatz und Verbottsschildern. Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts hat man hier nach einem Schatz gegraben. Während jedoch bei Schatzgräbereien der Fall in der Regel so liegt, dass man über die verborgenen Reichtümer und den ursprünglichen Eigentümer Bescheid weiß, nicht aber über die exakte Stätte, wo der Schatz vergraben ist, verhält es sich hier gerade umgekehrt. Dass an einer ganz bestimmten Stelle auf Oak Island viele Meter unter der Erdoberfläche Wertobjekte schlummern, ist über jeden Zweifel erhaben, da die Anlage eines unterirdischen Verstecks von ausgesuchter Raffinesse und Dauerhaftigkeit längst bekannt ist, nicht aber, was darin verborgen ist – trotz der zweihundertjährigen Bemühungen, dem Ort sein Geheimnis zu entreißen. Mehrfach wurden Bergungsgesellschaften gegründet, die der «Money Pit», wie der Volksmund die Stelle nennt, mit den modernsten Errungenschaften der Technik zu Leibe zu rücken suchten. Unter anderen interessierte sich auch *F.D. Roosevelt*

Irrwege mögen erkennen lassen,
warum die –
schliesslich
nicht ungebildete
– Phantasie sich
immer wieder
auf derartige
Authentizitäts-
oder Verfassers-
schaftsfragen
stürzt.

Unter anderen
interessierte
sich auch
F. D. Roosevelt
für dieses
Unternehmen;
mehrere reiche
und auch nicht
so reiche
Amerikaner
haben ihr
Vermögen auf
die Lösung
des Rätsels
verwandt.

Roosevelt für dieses Unternehmen; mehrere reiche und auch nicht so reiche Amerikaner haben ihr Vermögen auf die Lösung des Rätsels verwandt. Ein Damm, der die Insel mit dem Festland verbindet, wurde aufgeworfen, um tonnenschwere Maschinen an die Exkavationsstelle zu transportieren; Bulldozer und Hellseherei wurden herangezogen, erfährt man aus einem der neueren Bücher, *Laverne Johnsons*, «The Untold Story of the Mystery of the Oak Island Treasure» (Vancouver: Benwell-Atkins, 1991, S. 27–29). Doch bisher scheiterten alle Versuche, an den «Schatz» heranzukommen. Je mehr Fehlschläge man aber einheimste, desto angespannter wurde das Interesse an der Sache. Denn es stellte sich allmählich heraus, dass man es bei diesem zugeschütteten alten Schacht nicht mit einem gewöhnlichen Versteck zu tun hatte, sondern mit einem ausgeklügelten Ingenieurkunststück. Zum Beispiel entdeckte man ein ingenios konzipiertes unterirdisches, ins Meer auslaufendes Kanalsystem, welches das Bohrloch, wenn es eine bestimmte Tiefe erreicht, automatisch unter Wasser setzt. Ein mit Geheimzeichen beschrifteter Stein, den man in dem Schacht fand, der aber längst verloren gegangen ist, kann sehr wohl, meint *Leary*, als Warnung gegen diese Gefahr gemeint gewesen sein. Dass das eigentliche Versteck *unter* diesem Wasserspiegel, der durch menschliche Ingenieurkunst hergestellt wurde, zu suchen ist, haben Bohrungen erwiesen: Die über diesem Wasserspiegel (der bei rund 30 Metern liegt) in regelmässigen Abständen angelegten, mit Eichenbohlen, Steinen und Kokosfaser markierten Etappen des Schachts setzen sich nach unten weiter fort, es folgt Zement (den wissenschaftliche Analyse als *man made* bestimmt haben soll [S. 15]), dann schliessen sich Holzkisten an. Holzsplitter aus dem Schacht wurden auf 1585 (plus/minus 85 Jahre) carbondatiert. Auch auf Eisen ist man gestossen. (So berichten zwei der Bücher der rezenten Aktualitätswelle, *Millie Evans*, «Nova Scotia's Oak Island: The Unsolved Mystery», Tantallon, N.S., Four East Publications, 1993, S. 30, und *William S. Crooker*, «Oak Island Gold», Halifax, N.S.: Nimbus, 1993, S. 69.)

Die Frage ist, was in den Kisten ist. Man hat den Schatz des Captain Kidd ver-

mutet, an die französischen Kronjuwelen gedacht, die 1789 spurlos verschwunden sind, auch an die Goldreserven des 240 Meilen weiter nördlich gelegenen Fort Louisburg, die um die Mitte des 18. Jahrhunderts auf geheimnisvolle Weise verloren gingen. Gegen diese Hypothesen hat Leary vor allem den logischen Einwand, dass die Unbekannten, die den Schatz auf diese Weise vergruben, nicht die Absicht gehabt haben können, seiner selbst je wieder habhaft zu werden – ist das doch nicht einmal der modernen Bergungs-Technologie gelungen (S. 28, 36). War es mithin «*their purpose to conceal some object forever?*» Die Antwort ist nein: Denn «*why didn't they simply dump it overboard into some deep place in the ocean?*» (S. 29). Also bleibt nur eine Möglichkeit: «*Some superior intelligence aboard was directing the burial of something which could not safely be seen or known in that time. It must be hidden in a way that would defeat the most persistent attempts at recovery. Yet it must be preserved at all costs in order that its contents be known to future generations*» (S. 29). Hinzu kommt, dass die unbekannten Wertobjekte geraume Zeit vor 1700 auf der Insel vergraben sein müssen, das heisst vor der Besiedlung Nova Scotias durch die sogenannten Acadians. Denn wäre es später geschehen, so müsste ein solch' ungeheures Unternehmen, das viele Monate Zeit und eine Menge Menschen in Anspruch genommen haben dürfte, Aufsehen erregt haben und mit Details in die Lokalgeschichte und -legende übergegangen sein, was jedoch nicht der Fall ist. Das wiederum bedeutet, dass die technische Grossleistung um so höher zu veranschlagen ist und entsprechend auch der materielle oder ideelle Wert des mysteriösen Schatzes.

Learys These

Learys These: Hier liegen Bacons Handschriften seiner unter dem Namen *Shakespeares* bekannten Bühnenstücke verborgen, verblüfft auf den ersten Blick. Mit ebenso verblüffendem Geschick reiht Leary dann aber zahlreiche Umstände aneinander, die seine Hypothese plausibel machen sollen. Dass Bacon *Shakespeares* Stücke (von denen kein Fetzen Manuscript erhalten ist) geschrieben hat, steht

Holzsplitter
aus dem
Schacht
wurden auf
1585 (plus/
minus
85 Jahre)
carbonatiert.
Aus dem
Schacht hat
man 1897
tatsächlich
einen
Pergament-
fetzen zutage
gefördert.

für ihn fest; auch dass, wie man schon des öfteren vermutet und «gewusst» habe, seine – spurlos verschwundenen – Manuskripte (wie auch die ebenfalls verschwundenen Manuskripte von anderen Autoren, *Spenser, Marlowe, Burton*, deren Werke *Bacon* in manchen Kreisen ebenfalls zugeschrieben werden) irgendwo vergraben sein müssen. Dass *Bacon* sich nun mehr als nur gelegentlich mit dem Problem der Langzeit-Konservierung von Papier und Pergament befasst hat, kann Leary leicht nachweisen (S. 32–35). In «*Sylva Sylvarum*», wo davon wiederholt die Rede ist, findet Leary sogar eine «*pretty good description of the remarkable system of waterworks on Oak Island*» (S. 32); Schliesslich ist bekannt, dass *Bacon* auf Grund einer Schenkung von James I. aus dem Jahre 1610 Grundbesitz in «Neufundland» hatte, der nach allen verfügbaren geographischen Angaben «*may well have included Oak Island*» (S. 35). Und endlich (um verschiedene Indizien von offensichtlich geringerer Relevanz zu übergehen): aus dem Schacht hat man 1897 tatsächlich einen Pergamentfetzen zutage gefördert, «*a torn piece of parchment, about a half inch long and a quarter inch wide. On it were written with a quill pen the script characters v and i*» (S. 14). Bücher aus den mittleren neunziger Jahren wiederholen diesen Sachverhalt¹.

Leary vermutet, dass dieser Fund also ein Stückchen der *Shakespeare*-Manuskripte darstelle, die ihr, wie er meint, wahrer Verfasser seinerzeit nicht als sein geistiges Eigentum anzuerkennen wagte, da dem Hofmann die Bühnenschriftstillei dieser Art verpönt sein musste. (Solche Camouflage war in der elisabethanischen Zeit nicht ungewöhnlich.) Um so mehr müsse ihm daran gelegen haben, dass spätere Zeiten die Wahrheit erfahren (S. 31). Und: «*Bacon does make several references to the fact that he would be known for who he really was only long after his death*», fügt D'Arcy O'Connor hinzu, der Learys These 1978 wieder aufgriff in seinem Buch «*The Money Pit*» (New York, Coward, McCann & Geoghegan, S. 130). Die Skeptiker will Leary nicht überzeugen, betont er in fast den gleichen Worten, mit denen Max J. Wolff erklärte, die Anhänger der *Bacon*-Theorie seien nicht zu überzeugen. Mit schöner Bescheidenheit endet er jedoch sein

¹ Lionel und Patricia Fanthorpe, *The Oak Island Mystery*, Toronto, Hounslow Press, 1994, S. 85–86; Crooker, S. 69; auch Reginald V. Harris, *The Oak Island Mystery*, 2. Auflage Toronto, Ryerson, 1967, S. 89.

Vorwort, es sei diese Theorie «impossible to prove or disprove, but worth knowing about anyway». Er schliesst mit der Hoffnung, sein Büchlein möge irgendeinem Finanzkräftigen, der seine Neugier teilt, die Anregung geben, der Eichen-Insel endlich ihr langgehegtes Geheimnis zu entreissen. Die Sage will wissen, dies geschehe, sobald die letzte Eiche der Insel gestorben sei.

Das ist mittlerweile geschehen – doch ohne das erhoffte Resultat. Vielmehr ist das Geheimnis seit Learys Buch – damals standen noch zwei Eichen (S. 36) – nur noch gewachsen in dem Masse, wie die hypothetischen Aufschlüsselungen zugenommen haben, die mittlerweile auch vom internationalen Fernsehkanal «Discovery» zur Kenntnis genommen wurden. Sie reichen in der neuerdings florierenden Oak-Island-Literatur von Spekulationen über mittelalterlich-frühneuzeitliche okkulte Szienz über Vermutungen über den Verbleib der 1762 von den Briten geplünderten spanischen Gold- und Silberschätze Havanas bis zu so prosaischen Lösungen wie unterirdischem Salzabbau und einer Schiffsreparaturwerkstatt, beide aus dem 16. Jahrhundert datierend; selbst prähistorische Hochzivilisationen und Ufo-Theorien hat man bemüht². Die Spekulation über Bacons «Shakespeare»-Manuskripte ist ihrerseits wieder aufgegriffen worden, namentlich von D'Arcy O'Connor in seinem Buch «The Big Dig» (New York, Ballantine, 1985, S. 180), und hat dabei jedenfalls einen neuen Aspekt gewonnen, der sie in den Augen der neueren Autoren noch erwägenswerter macht als zuvor. Das Mittel, mit dem Bacon Manuskripte konservieren wollte, war Quecksilber. Dass die «Money Pit» Quecksilber enthält, wird, wie William S. Crooker 1993 berichtet, auf Oak Island behauptet; nachweislich waren Crooker zufolge jedoch nur Tausende von zerbrochenen Ton-Flaschen auf einem alten Müllabladeplatz, in dessen Nähe man eine alte Münze aus elisabethanischer Zeit entdeckt hat. Anderswo allerdings liest man neuerdings von Quecksilberresten in

den alten Flaschen, die auf Oak Island gefunden wurden³.

Kein Zweifel: Auch die neueren, mittlerweile durch allerlei Zeitungs- und Zeitschriftenartikel ein breiteres Publikum erreichenden Spekulationen werden den akademischen *Shakespeare*- oder auch *Bacon*-Spezialisten nicht überzeugen. Interessant bleiben sie jedoch, sofern sie die Frage stellen: *warum* – in Büchern, Essays und in der Tagespresse – immer wieder, und neuerdings mit steigender Tendenz, diese Faszination von dem Rätsel der Identität dessen, dem die englischsprachige Welt ihr bedeutendstes literarisches Monument verdankt? «O wer einmal jemand anders sein könnte!» heisst es in Büchners «Leonce und Lena» (I, 1). Das dürfte der Wunsch von Millionen sein. Da es in der Regel aber bei dem blossen Wunsch bleibt, werden in unserer total verwalteten Welt mit ihrer Fixierung auf unwiderruflich gespeicherte Personal-Daten diejenigen zu Kultfiguren, denen ein solcher Identitätswechsel und damit der Ausbruch aus der verwalteten Welt tatsächlich gelang. Man denkt an den in Tahiti untertauchenden Gauguin, an T. E. Lawrence als «Shaw» in der Royal Air Force, Rimbaud als Waffenschmuggler in Abessinien, den mysteriösen deutsch-kanadischen Schriftsteller Frederick Philip Grove und den deutschsprachigen Mexikaner B. Traven. Warum sollte nicht auch die Ikone der Literatur eines Landes, das «privacy», «the right to be left alone», über alles schätzt, in diesen illustren Kreis von Kultfiguren einzuordnen sein? Das wäre ein Abenteuer nach dem Geschmack von Millionen in unserer Welt von «1984», «Catch-22» und «Naked Lunch», von Millionen, die sich bei der restlosen amtlichen Erfassung aller Aspekte ihrer Existenz nicht wohl fühlen: das Abenteuer der Selbstverfremdung im Identitätswechsel als Akt der Befreiung, als Freiheit zum Ich. Die psychologische Landschaft der Gegenwart weist weniger harmlose Verirrungen auf, aber kaum eine vielsagendere. ♦

² Fanthorpe, *passim*; Crooker, Kap. 23 und S. 143; Evans S. 37–42; Crooker, *The Oak Island Quest*, Hantsport, N.S., Lancelot, 1980, Kap. 13–15.

³ Crooker, S. 149–150; vgl. Evans, S. 25–26; Fanthorpe, S. 86, 181, 185; O'Connor, *The Money Pit*, S. 127–135; ders., *The Big Dig*, S. 103–111.